Das literarische Echo
Halbmonatsschrift für Literaturfreunde
1. April 1919
21. Jahrgang: Heft 13

Leonhard Frank

Von Werner Mahrholz (München)

In der wirren und trüben Zeit, in der wir leben, gehört es unzweifelhaft zu den schwersten Aufgaben für einen von Natur und Beruf zartbesaiteten Menschen, wie es ein Dichter notwendig ist, sich in jenem Zustand des Gleichmuts und der inneren Freiheit zu erhalten, welcher die Voraussetzung aller dichterischen Tätigkeit ist. Sehr nah rückt jedem Talent heut in unsern verworrenen Verhältnissen die Gefahr des Literatentums, und es gehört unendlich Kraft dazu, ihr nicht zu erliegen. Diese Betrachtungen drängen sich einem unwillkürlich auf bei der Lesung der Bücher von Leonhard Frank. Als vor einigen Jahren sein erstes Buch, der würzburger Bubenroman „Die Räuberbande", erschien, da freuten sich die Dichtung-liebenden in Deutschland, denn in diesem Erstlingswerk kündigte sich ein junger Dichter verheißungsvoll an. Schon das nächste Buch, „Die Ursache" zeigte den Dichter im Kampf mit dem Literatentum, und seither hat sich Frank noch mehr zum Tendenzschriftsteller entwickelt und vergewaltigt sein schönes und reines Talent immer mehr, indem er aus der Sphäre rein anschaulicher Dichtung sich in die Sphäre zweckhafter Predigt zwingt und so merkwürdige Mischprodukte eines predigenden Reformerwillens und einer gestaltenden, anschaulichen Begabung in die Welt gehen läßt.

Leonhard Franks Entwicklung ist typisch für die Wendung, welche unsere ganze literarische Entwicklung genommen hat und immer mehr zu nehmen droht; deshalb sei über sie einiges gesagt. Frank begann seine literarische Laufbahn mit einem naturalistischen Entwicklungsroman, in dem er eine sittliche Entwicklung darzustellen suchte. „Die Räuberbande" – das ist eine Schar von Jünglingen, in deren Köpfen eine wilde, aber energische Räuber- und Indianerromantik im Stil Karl Mays spukt. Ihre Streiche, Versammlungen, Reden und Taten werden mit hingebender Liebe ausgemalt; ihr kindlicher Ernst im Spiel wird vom Dichter ernst genommen; ihr Protest gegen die Versimpelung und Abenteuerlosigkeit eines satten Spießbürgerdaseins mit Recht würdig und angemessen behandelt. Und nun setzt die Entwicklung der Räuberbande ein. Die Mitglieder werden älter, die Mädchen beginnen in ihrem Leben eine Rolle zu spielen, der Arbeitslohn beginnt seine Lockung auszuüben und, kurz gesagt, die Entwicklung der Charaktere führt zu einer reinlichen Scheidung in echte Romantiker und Romantiker aus Pubertät. Die bürgerlichen Naturen enden im Kleinbürgertum und Alltagsleben, die romantischen Menschen im Kloster und in der Boheme, und der Begabteste endlich, Old-Shatterhand, zerbricht an der Gemeinheit der Menschen, nachdem er es durchgesetzt hat, Malerei zu studieren. So ist am Schluß eigentlich alle Romantik und Jugend vergangen wie ein schöner Traum, der aber auch diesen Untergang einer Jugend noch verschönt und verklärt. Leonhard Frank zieht in diesem ersten Roman durchaus die pessimistische Konsequenz des europäischen Naturalismus; Menschenuntergänge stellt er mit dichterischer Liebe und Gelassenheit dar, und weil er es als Dichter, gütig Liebender und Schicksalsgestalter tut, bleibt am Ende doch ein reiner Eindruck, ganz Bild und fern von aller Anklage und Leidenschaft des Willens.

Das zweite Werk Franks, „Die Ursache", hat nun nicht mehr die schöne Gerechtigkeit des Dichters als tragendes Erlebnis, sondern die verzerrende Rhetorik der Tendenziösen, fast der Pamphletisten. Merkwürdig uneinheitlich ist dies Buch, als sei es in zwei verschiedenen Entwicklungsphasen und in langen Zeitabständen geschrieben. Im ersten Teil schildert er die Motivierung eines Mordes, den ein Dichter aus Rache und Zwang seiner vergewaltigten Seele heraus an einem ihm seit seiner Jugend verhaßten Volksschullehrer verübt. Als ein Beispiel zur freudschen Verdrängungstheorie wird dieser „Fall" geschildert und gewinnt durch die Beispielhaftigkeit nicht an Reife und Rundung im Dichterischen. Der zweite Teil aber handelt von den Seelenqualen des zum Tode verurteilten Mörders im Gefängnis vor der Hinrichtung und ist ein flammender Protest gegen die Todesstrafe, ganz im Sinne Tolstois, wenn auch ohne dessen Wucht und Größe. Man spürt in dieser Brüchig-

keit des Buches ganz deutlich, wie der Autor hier aus einem psychologischen Vorwurf, fast ohne es zu merken, in eine moralische Predigt übergeht und nicht mehr bloß versteht, sondern wirken will. Damit ist dann im Prinzip auch der Naturalismus aufgegeben, der literarische Expressionismus begonnen. Die schöne Eindringlichkeit der Darstellung, die sinnliche Fülle der Ereignisse und Menschlichkeiten, die im ersten Buch wohltuend berührt, fehlt in diesem zweiten Buch fast ganz. Monomanisch wird ein dünner Faden gesponnen und immer weiter gesponnen. Durch und durch der Seelenqual eines Neurasthenikers entsprungen, rundet sich die „Ursache" nirgends zur Dichtung, und so bleibt am Ende nur der Eindruck von einem starken moralischen Pathos: der Dichter hat sich in den Schriftsteller verwandelt, die Kunst ist Dienerin geworden, die Kunst ist tot und der Zweck triumphiert.

Der Krieg endlich hat den Dichter Leonhard Frank ganz revolutioniert und zum Schriftsteller gemacht. Sein Kriegsbuch „Der Mensch ist gut" ist ein menschliches Bekenntnis, das Eindruck macht und von der tiefen Empfindung des Menschen Frank für den Wahnsinn unserer Zustände zeugt. Aber es ist nur noch Schriftstellerei und gar nicht mehr Dichtung. Es ist vielmehr ein Katechismus expressionistischer Politik und als solcher wichtig, wertvoll, notwendig. Der expressionistische Mensch hat den schrankenlosen Willen zum Glück und die absolute Ablehnung des tragischen Leides als Dogma proklamiert, und Leonhard Frank versucht nun, in seiner Weise, den Durchbruch einer Anzahl von Menschen zum Erlebnis dieses Dogmas zu schildern. Der Kellner, der seinen einzigen geliebten Sohn verloren hat, die Kriegerwitwe, die Mutter, das Liebespaar, die Kriegskrüppel — sie alle erleben ihr Damaskus, ihren Niederbruch und ihre Auferstehung. Vor zweihundert Jahren wäre Leonhard Frank ein frommer Pietist gewesen und hätte demütig-schlicht seine inneren Erlebnisse erzählt, heut ist er ein Bolschewist, der an die Güte des Menschen als eines politischen Wesens glaubt und mit ekstatischer Forderung die neue Menschen- und Weltordnung verwirklichen zu können glaubt. Inwieweit er Pietist ist, das zeigt eine Stelle, die so oder ähnlich ebensogut in einem Buche des achtzehnten Jahrhunderts zu finden sein könnte: „Wir haben erst dann das Recht, nach dem Frieden zu rufen, wenn wir nicht mehr, wie bisher, gedankenlos und meinungslos falsche Pflichten erfüllen. Und wir können erst dann den Frieden auf Erden verwirklichen, wenn wir aufhören, die großen Nichtigkeiten in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen, wenn wir keine entseelten, gewohnheitsmäßig funktionierenden Besitzanhäufungsautomaten mehr sind, sondern Wesen mit dem göttlichen Wissen, daß jeder Mensch unser Bruder ist, daß alle Menschen dieser Erde Träger der ewigen Seele sind, und daß das Wort: ‚In dem Augenblick, da du dir vornimmst, einem Menschen zu schaden, hast du dir selbst geschadet', ein unumstößliches göttliches Gesetz ist." („Der Mensch ist gut" S. 52/53.)

In dieser Entwicklung Franks, so sagten wir, spiegelt sich die literarische Wendung unserer Zeit überhaupt: aus der Anschaulichkeit und reinen Beobachtung der wirklichen Dichtung mit ihrer Freiheit und Überlegenheit des Gemüts streben die jungen Schriftsteller zum Wollen eines neuen sozialen Zustandes, zum Wirken auf den Willen, zur Predigt. Ich verkenne nicht, daß diese Predigt bei Leonhard Frank erschütternd ist, aber ich sehe, daß über der Predigt die Dichtung zugrunde zu gehen droht. Dieser ganzen Wendung in der literarischen Entwicklung liegt m. E. eine falsche Tendenz zugrunde: nämlich der Glaube, als sei die direkte Erziehung und Beeinflussung durch den Rhetor wirksamer als die unaufdringliche leise Bildung durch die sanfte Macht des dichterischen Bildes. Ich glaube nicht, daß die Rhetorik wirksamer und vor allem *dauernd* wirksamer ist als die Dichtung. Die Rhetorik packt, erschüttert, reißt mit — im Augenblick — auch kann sie seelische Durchbrüche, die lange vorbereitet sind, veranlassen — aber im Ganzen sind die ruhigen Augen der Dichtung zauberhafter, weil sie gerechter, leidenschaftsloser, weltentrückter blicken, als die Zornesaugen der Rhetoren. Und so glaube ich auch, daß die Literatur der Anklage und Verzweiflung, der Ekstase und Überschwenglichkeit rasch veralten wird, trotz alles guten Willens, trotz aller Begeisterung, trotz aller Ekstase ihrer Schöpfer, weil sie es verschmäht, die Dinge und Ereignisse mit der Gerechtigkeit, der Güte und der tiefinnerlich quellenden, alles verzeihenden Liebe des wahren Verständnisses darzustellen und so, bei aller Rede von der Liebe, doch lieblos verurteilt und hassend verdammt, was begriffen werden muß, wenn es überwunden werden soll. Ich möchte mit diesen Sätzen kein böses Wort über Leonhard Franks letztes Buch gesagt haben: Literatur ist nötig, wichtig, unerläßlich, aber ich möchte zur Steuer der Wahrheit den Strich zwischen Literatur und Dichtung auch im Fall Leonhard Frank ziehen. Und ich möchte mit einem Wunsche schließen: daß Frank auf die Dauer nicht diesem schriftstellerischen Treiben verfallen sollte, da sein Erstlingswerk ihn als Dichter uns zeigte. Wir sind nicht so reich an Talenten, daß wir ohne Bedauern zusehen könnten, wie edle Gewächse einer reichen Heimat im internationalen Literatentum ihre Kräfte ausgeben, die zur Mehrung unseres Schatzes an Dichtung berufen wären. Daß aber Dichtung mehr als Schriftstellerei, göttlich-reine Darstellung mehr als leidenschaftliche Predigt ist, weil sie ewiger ist und aus tieferen Kräften der Seele quillt und echte Freiheit des Gemüts verbreitet — das braucht man dem Dichter der „Räuberbande" nicht zu sagen, für den der Expressionismus — wir hoffen es — Episode und Phase der Entwicklung sein und bleiben wird.